

Gerichtsmedizin: Realität und Fiktion

Gerichtsmediziner sind die Stars der Fernsehkrimis.
Fabio Monticelli, neuer Chef der Gerichtsmedizin Salzburg-Linz, erzählt über Fälle, Methoden und seinen detektivischen Spürsinn.

GABRIELE PFEIFER



BILD: SN/WWW.NEUMARCC/LEO

ZUR PERSON

Fabio Monticelli ist verheiratet. Seine Gattin Christine ist Rechtsanwältin in Salzburg. Das Paar hat zwei Kinder: Emilia, sechs, und Valentino, vier Jahre.

UN: Was ist für Sie das Wichtigste im Leben?
 Sich jeden Tag in den Spiegel schauen zu können.

UN: Was würden Sie auf eine einsame Insel mitnehmen?
 Einen Schlafsack, eine Sonnenbrille und einen Ball.

UN: Ihr Lieblingsbuch und warum?
 „The Razor's Edge“ von Somerset Maugham. Weil mich die Frage der Sinnssuche im Leben schon immer sehr fasziniert hat.

UN: Bleibt noch Zeit für Hobbys?
 Zum Ausgleich: Tennis, Basketball, Golf, Skifahren, Gitarrespielen.

UN: Ihr Lieblingsferiendorf?
 Früher die Insel Trinidad/Tobago im Karibischen Meer. Ich habe dort Freunde und bin sehr von den Menschen und deren Lebenseinstellung angetan. Das hat mich persönlich weitergebracht. Heute fahren wir der Kinder wegen häufiger an den Gardasee, wir haben da ein Häuschen. Und ich kann meinen italienischen Wurzeln nachgehen.

Errinnern Sie sich noch an das Traunsee-Drama vom vergangenen Jahr? In Gmunden (Oberösterreich) wurden zwei Leichen gefunden, ein Mann und eine Frau. Der Fall landete in der Salzburger Gerichtsmedizin, die Leichen wurden dort obduziert.

In Teamarbeit mit den Kriminalbeamten fanden die Gerichtsmediziner heraus, dass es sich dabei um Mord und anschließenden Selbstmord gehandelt hat. „Die Obduktion lieferte wichtige Hinweise, um den Tathergang zu rekonstruieren“, erzählt Professor Fabio Monticelli. Dabei wandten die Wissenschaftler eine neue Methode zur näheren Eingrenzung des Todeszeitpunkts an, die an der Salzburger Gerichtsmedizin entwickelt worden ist. „Unsere Methode ist bereits jetzt schon für solche Fälle geeignet, bei denen es mindestens zwei Leichen gibt, die gleichen Bedingungen ausgesetzt sind, und gleichzeitig aber etablierte Methoden nicht zum Einsatz kommen können.“ Die Gerichtsmediziner vergleichen dabei den Abbauprozess von Proteinen im Skelettmuskel. „Diese Proteine bauen sich nach einem bestimmten Muster ab“, sagt Monticelli. Durch den Vergleich des Degradationszustands der Skelettmuskelproteine stellten sie fest, dass die Frau deutlich länger tot war als der Mann. Mithilfe dieser Ergebnisse konnte das Rätsel letztlich gelöst werden: Der Mann hatte seine Ehefrau bereits in Deutschland getötet, die Leiche zerstückelt und nach Österreich gebracht, wo er sie im Traunsee versenkte. Einige Tage später beging er Selbstmord.

Bereits seit sechs Jahren arbeitet Fabio Monticelli mit den Zellbiologen Peter Steinbacher von der Naturwissenschaftlichen Fakultät und Stefan Pittner, der mittlerweile an der Gerichtsmedizin tätig ist, an einem Projekt, das sich mit der Etablierung der neuen Methode zur Eingrenzung der Todeszeit auseinandersetzt. „Wir wollen damit eine methodische Lücke schließen, die es im Moment gibt“, sagt Monticelli. Denn mit dem derzeitigen Wissensstand sind die Gerichtsmediziner nur in der Lage, den ungefähren Todeszeitpunkt entweder ganz früh

oder vergleichsweise spät nach dem Tod einzugrenzen. Im intermediären postmortalen Intervall ist der Todeszeitpunkt schwer eruierbar. Viele Faktoren wie Temperatur, Luftfeuchtigkeit und Lebensalter spielen beim Abbauprozess eine große Rolle. Eine häufig angewandte Standardmethode basiert auf dem Abkühlungsverhalten eines Körpers nach dem Tod. Im späteren postmortalen Intervall kann die Liegezeit unter Umständen auf Basis der Entwicklungsstadien von Insekten, die die Leiche besiedelt haben, eingegrenzt werden. Hier kommt die Forensische Entomologie zum Einsatz, bei der auch Hinweise auf die Todesursache und weitere Todesumstände gesammelt werden. „Den Todeszeitpunkt auf die Minute genau festzustellen ist aber nach

Die Obduktion lieferte wichtige Hinweise zum Tathergang.

Fabio Monticelli, Gerichtsmediziner

die Monticelli nach Salzburg holte. Der Deutsche mit italienischen Wurzeln wurde in Mailand geboren und ging bis zu seinem zwölften Lebensjahr in Bologna zur Schule. Er studierte in Berlin Humanmedizin und arbeitete zunächst in der Unfallchirurgie. „Ich wollte das aber nicht weitermachen und habe mich dann bewusst für die Gerichtsmedizin entschieden“, erzählt Monticelli. Die Ausbildung zum Gerichtsmediziner dauert ebenso lang wie das Medizinstudium, also noch einmal sechs Jahre. Seit 2003 ist Monticelli nun an der Salzburger Gerichtsmedizin tätig.

Zu den Kernaufgaben eines Gerichtsmediziners gehört neben der Obduktionstätigkeit auch die Erstattung von Aktengutachten zu den verschiedensten Fragestellungen wie bspw. Verletzungsgrad, Verletzungsentstehung, Schmerzengeld, aber auch zu Fragen der Verhandlungs-, Haft- und Arbeitsfähigkeit sowie zu Themen wie Kindesmisshandlung und sexuellem Missbrauch. Ebenso gehören DNA- und chemisch-toxikologische Analysen zu den Aufgaben des Fachbereichs. In Österreich gibt es vier gerichtsmedizinische Institute, wobei jedes für etwa ein Viertel der Gesamtbevölkerung zuständig ist. Die Salzburger Gerichtsmedizin betreut das Einzugsgebiet von Salzburg und Oberösterreich mit einer Bevölkerungsdichte von zwei Millionen Menschen. „Bei großen Katastrophen, wie etwa Kaprun, arbeitet man überregional zusammen“, sagt Monticelli. Auch für internationale Einsätze im Rahmen der DVI (Disaster Victim Identification), wie bei der Identifizierung der Tsunami-Opfer in Thailand und Sri Lanka im Dezember 2004, waren die Salzburger Gerichtsmediziner im Einsatz.

Darüber hinaus bietet der Fachbereich den Studierenden der Universitäten Salzburg und Linz sowie der Paracelsus Medizinischen Privatuniversität (PMU) eine Reihe von Lehrveranstaltungen. Während die Gerichtsmedizin für Medizinstudenten verpflichtend ist, kann sie bei anderen Studienrichtungen im Rahmen von Wahlfächern belegt werden. „In unseren Vorlesungen sitzen sowohl Medizinstudenten als auch Juristen, Naturwissenschaftler oder angehende Psychologen. Die Arbeit mit den jungen Menschen genießen wir besonders.“